

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1932**

28.2.1932 (No. 9)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

21. Jahrg. No 9



28. Febr. 1932

## Heinrich Bierordt / Kernerhaus-Erinnerungen

I.

Ein Sommerabend im Weinsberger Kernerhaus.  
(1889.)

An einem Bergstock, den ich mir kurz zuvor auf dem Broden im Harz erstanden hatte, stieg ich, einem Pilger gleich, die sich aufwärts rankende Straße vom Weinsberger Bahnhofe zum Kernerhause hinauf.

An der Ecke des Gasthofes „Zur Traube“ stand Theobald Kerner, ungeachtet der Juliabendhitze, seine große, bide Pelzmütze fest aufs Haupt gestülpt, und spähte mit handbeschwatteten Augen nach dem Pilgersmann aus.

„So, du bist's?“ rief er, als ich näher getreten war, „ich hab' grad gemeint: es sei der Papst, der Rom verlassen hat!“

Er müsse noch schnell zu einer alten Kranken, sagte er, ich solle nur voraus ins Haus; seine Frau werde mich dort empfangen; er komme sogleich nach.

Ich eilte die paar Schritte hinan, klingelte und bekam den Bescheid: die Frau Dozrat sei bereits zur Ruhe gegangen.

Teilnehmend erkundigte ich mich, ob die gnädige Frau vielleicht unpäplich sei, was aber verneint ward.

Man bedeutete mir, in das wohlvertraute Wohnzimmer einzutreten und etwas zu warten.

Nun war es im Monat Juli, und erst halb sieben Uhr abends; und ich machte mir so meine Gedanken über das erstaunlich frühe Zur-Ruhe-sich-Begeben der Hausherrin.

Indes ich so ein Weilchen der Dinge wartete, die da kommen sollten, vernahm ich in der Tat mir zu Häupten einen deutlichen Ton, der mich davon überzeugte, daß da jemand mit gleichen Füßen aus seinem Lager gesprungen sein müsse! Frau Elfe mochte mich wohl in diesem Augenblick als Störenfried ihrer Bettruhe zum Nuduck vermünscht haben!

Wiederum nach etlicher Zeit lief sie mit gerungenen Händen zur Türe herein und rief ein übers andere Mal in ihrem schönsten Darmstädterisch:

„Jesses, ist das ein Menich, treibt die Leut' noch abends aus dem Bett raus!“

„Ja,“ entgegnete ich lachend, „wer geht denn aber auch im Juli 1889 bei gesundem Leib um halb sieben Uhr abends schon zur Ruhe?“

Vermutlich war es die Langeweile der kleinen Stadt, die sie so früh ins Bett getrieben hatte. Später hat die nicht sehr bedeutende Frau die alten, treuen Freunde ihres Mannes völlig verleugnet. Ich sah noch manches Mal am Kurhaus zu Baden-Baden bei der Muffel unmittelbar neben ihr, und da orienten wir uns nur noch etwas höhnisch einander an, als wären wir nicht oftmals zu Weinsberg beisammen am selben Tische geessen!

O, wenn das der prächtige, naturburschenhafte Theobald mit angesehen hätte!

Noch eine Weinsberger Kernerhaus-Erinnerung.  
(1892.)

Theobald Kerner, der an Urwüchsigkeit seinem unsterblichen Vater Justinus in nichts nachgebende, zuweilen ihn sogar noch überragende Kerneriprosse, von dem ich im „Buche meines Lebens“ des Ausführlichen berichtet habe, hatte die Liebhabererei, von Zeit zu Zeit seinen Freunden dichterische Flugblätter, die er zu diesem Zwecke drucken ließ, als leichtbeschwingte Grußboten aufzulegen zu lassen.

Diese witzigen, fliegenden Blätter zeigten seinen grobkörnigen derben, ausgelassenen Humor. So trug der Wind mir ein solches Blatt von seiner Hand — es mag so Mitte der 1890er Jahre, vielleicht auch schon etwas früher gewesen sein — ins Haus, und ich will es den Freunden solcher Dinge nicht vor-enthalten, da sie dem Wilde des von mir an der angeführten Stelle geschilderten, seltsamen Mannes noch einige weitere Züge bildnisthafter Treue zu verleihen imstande sind.

Das kernige, stämmige, kleine Gedicht zeigt so ganz den richtigen, stämmigen Theobald in seiner lauzigen Drolligkeit und lauter in seiner erstaunlich geschickt durchgeführten, kunstreichen Reimverschlingung:

### Heimgesicht.

Ich lag im Bett um Mitternacht,  
Das Zimmer hellte Mondenschein,  
Ich wollte eben schlafen ein,  
Da klopf's an meine Türe sacht,  
Ich hör't's genau und rief: „Derein!“

Und leis, wie eine Kabe, schleich,  
Wenn sie nachts auf den Raussang  
geht,  
Nacht geisterhaft es meinem Bett,  
Und vor mir stand, sacht, weh-  
gebleicht,  
Der Tod als schenklisches Skelett.

Schon streckte er nach mir die Hand,  
Da sprang ich aus dem Bett behend;  
„Du Himmelhergott! Sakrament!“  
Rief ich und warf ihn an die Wand;  
„Bei mir geht deine Nacht zu  
End!“

Ich fakte derb ihn am Genick,  
Sich setz auf seinen Schädel ein,  
Es schlotterten ihm Arm und Bein,  
Es knackte bet ihm Stuck um Stuck,  
Ich schüttelt' ihn und nicht gar fetn.

Dann stieß ich ihn zur Türe hinaus:  
„Wann wieder Hies willst, komme  
nur,  
Galunke, Mörder der Natur!“  
Nun heulend flog er aus dem  
Haus —  
Mit solchem Lump spricht man  
Fraktur.

Theobald Kerner

Am 14. Juni 1892 bezing Theobald seinen 75. Geburtstag. Als ein Zeugnis seiner unverwundlichen, nicht unzubringenden, heiteren Laune sandte der den Jahren nach Gealterte, jedoch innerlich jung Gebliebene, wiederum ein fröhliches, urkämliches

Gedicht seinen Freunden in Näh' und Ferne zu, worin er sich ergötlicherweise selber bejaug:

An meinem fünfundsiebzigsten Geburtstag.

Ich bin ein alter Knabe,  
Heut' fünfundsiebzig Jahr,  
Doch eines, was ich habe,  
Und was ich treu bewahr',  
Das ist: im alten Leibe  
Ein jugendfrisches Herz,  
Das froh schlägt bei der Jungen,  
Geselligkeit und Scherz.

Ich sehe alle Freunde,  
Die längst die Scholle bedt,  
Als wieder Frohvereinte  
Vom Grabe auferweckt;  
Sie singen: „Gaudeamus!“  
Und schwingen den Pokal,  
Und „Invensus dum sumus!“  
Tröbnt jauchzend durch den Saal.

Ich bin kein Spielverberber,  
Der And'rer Lun mißacht,  
Die Zeit hat mich nicht herber,  
Nur etwas still gemacht;  
Ich schnurr' wie eine Kasse  
Vor inn'rer Fröhlichkeit,  
Wenn's um mich tobt und jubelt,  
Und lacht, und singt, und schreibt.

So treiben die Gedanken  
Phantastisches Schattenspiel,  
Erinn'ung schlägt die Ranken  
Um Sinn mir und Gefühl;  
Je höher mich der Jubel  
Umbrant und Becherklang,  
Erönt's in meinem Herzen  
Wie ferner Jugendsang.

Das wirkt hypnotisierend,  
Narkotisch auf mich ein,  
Die Jahre ignorierend,  
Dünk' ich mich jung zu sein;  
Ich träum' zurück mich wieder  
In rosig schöne Zeit,  
Es schweben um mich Bilder  
Aus der Vergangenheit.

Des Alters schwere Schladen,  
Gedanken an den Tod,  
Ich schüttle sie vom Nacken,  
Noch hat es keine Not!  
Heiß! Im Kreis der Jungen  
Fühl' ich mich wohlgefollt,  
Und heb' mein Glas und rufe:  
„Noch leb' die Jugendzeit!“

Weinsberg, den 14. Juni 1892.

Theobald Kerner.

Umgehend ward dem Jubelkreis zu Dank für seine halb lustigen, halb wehmütigen Verse ein Dankgedicht von mir verfaßt und nach dem altberühmten Weinsberg mit wendender Post geschickt, weil ich an Schlagfertigkeit ihm nicht nachstehen wollte.

Die Gemahlin Theobalds, die wegen ihrer wundervollen, goldigen Haare von ihm gerne „Goldbelse“ genannte Frau Elise Kerner — sie war viele Jahre jünger als ihr Gatte — durste sich einer seltenen Schönheit, vor allem eines von Künstlern oft abgemalten, abgemeißelten, abgelichtbildeten Halses rühmen, was ich, zum besseren Verständnis meiner Antwortverse, hier anzuführen mir gestatte:

An Theobald Kerner in Weinsberg.

Ein Gruß dem alten Knaben  
Ins Tal des Neckars halt:  
Dem Fünfundsiebzigjährigen,  
Dem prächt'gen Theobald!  
Ist Deine Stirn auch runzlig,  
Dein Aug' ist jugendlich,  
Man merkt am Feuergeiste  
Die Last der Jahre nicht.

Wer tritt so leis ins Zimmer  
Im grauen Dämmerlein?  
Jukinus ist's, Dein Vater,  
Mit seinem Rifelein;  
Auch Umland kommt geschritten  
Aus seinem fernem Grab,  
Venus mit seiner Gelbe,  
Und Mörke und Schwab.

Schöpf' täglich neue Kräfte  
Aus dem Verjüngungsbrunn  
Und schnurr' wie eine Kasse  
Behaglich an der Sonn';  
Steh'n Willen, Lannern, Sorgen  
Am Haustor mit Gepösch,  
Dann schenck sie mit der Tabe,  
Wie Mäuse heim ins Loch.

Maultrommelflänge summen  
Zum stillen Geisterreich'n,  
Und die Gestalten mummeln  
Sich wie in Rebel ein;  
Es reichen Dir die Schatten  
Zum Glückwunsch ihre Hand,  
Sie neigen sich, sie steigen,  
Verschweben an der Wand.

Hell soll Dich heut' umschweben  
Die Zeit, die längst entwand,  
Sie liebt Dich, wie sonst keinen  
Im weiten Schwabenland;  
Ja, die Erinnerungen  
So goldig und so groß,  
Sie feiern Auferstehung  
Aus ihrer Gräfte Schoß.

Und wieder scheint die Sonne  
Im Garten tageshell,  
Der Rehmüt folgt Dein Lachen,  
Du rüstiger Geiell!  
Die Lippe zieht sich wieder  
Zu jedem Scherz empor,  
Und aus des Auges Sternen  
Blickt feigreich der Humor.

Herbert Hassencamp / Bei Friedrich dem Siegreichen

„Wo ich das Brot gelassen,  
Irug da der Pfälzer Fritz,  
und traf, die bei ihm saßen,  
mit seiner Augen Bliß.“

Das wird lange her sein, mein lieber Abbe, dieses „Mahl zu Heidelberg“, das der siegreiche Pfalzgraf Friedrich seinen gefangenen Feinden gab. Man schrieb das Jahr vierzehnhundert-zweiundsiechzig, als die denkwürdige Schlacht bei Seckenheim stattfand, die dann Anlaß gab zu dem schmelternden Gedicht, das auswendig zu lernen unser Los blieb.

Sie fragen, was diese unordentliche Gesichtsdarstellung soll? Nun, sehen Sie, aus dem „Mahl zu Heidelberg“ ist längst ein Grab geworden, ein Grab zu Heidelberg, und ein beschämend unordentliches. Merkwürdig, welche auflösende Kraft die Zeit hat. Eines Nachmittags in diesem nebelverhangenen Februar hat man am Eingang des östlichen Seitenschiffs der schönen Jesuitenkirche eine der großen Steinplatten gehoben, die über eine schmale Treppe den Weg zur Gruft decken, der Ralienbruder mit Schürze

Der unverfälschte, echte,  
Der lacht zugleich und weint,  
Wie wenn in Regenschauern  
Die Sonne funkeln scheint,  
Wem eine solche Gabe  
Vom Herrgott ward verlieh'n,  
Der mag getroßt am Stabe  
Durchs Tal des Lebens zieh'n.

Sie schmückt so hold Dein Leben,  
Als wie ein Strauß den Qui,  
Als wie das Licht des Mondes  
Die mitternächt'ge Flut;  
Umhüllt sie Deinen Nacken,  
So wiegt sie Dich in Traum,  
Wie wilde Rosenranken  
Den knorr'gen Eichenbaum.

Kein Wunder, daß Du selber  
Verießt wie edler Wein,  
Doch Du im eig'nen Hause  
Ja stets den Sonnenschein;  
Steh' Dir nicht bei Frau Elfe  
Als liebe Hausfrau noch?  
Den könniten aller Fälle  
Dat sie auf Erden doch!

Und komm' ich selber wieder  
Einmal ins Schwabenland,  
Kimm' ich zur Weiberreue  
Und ru' vom höchsten Rand;  
„Kraftvoll und unverwundlich,  
Bis an die hundert Jahr',  
Soll leben Theobald Kerner,  
Der fern'ge Jubilar!“ —

Als ich einst, von einer großen, norddeutschen Wanderung heimkehrend, ins altvertraute, weibergefeierte Weinstädtchen gekommen war, hat mich der greise Theobald, ich möchte doch beim Besteigen der Burg Weiberreue zum Andenken etliche Verse in das Burg-Album einzeichnen; seinem freundlichen Wunsch hab' ich gern entsprochen und diese Worte dort oben eingetragen:

Weinsberg in der Sommernacht.

Was klingt vom Berge nieder  
So süßelnd und so leicht?  
Sind's Neidbarientlieder  
In stiller Mitternacht?

Schweben kristall'ne Klänge  
Aus Elfenkönigs Horn?  
Küstern der Bienen Sänge  
Um Wiese, Korn und Born?

Silberner Nebel gleitet,  
Hell glühend im Mondenstrahl:  
Jukinus segnend schreiet  
Durchs altgeliebte Tal. —

Mein Herzenswunsch, den ich am Schluß meines obigen, feillichen Antwortgedichtes aussprach: Theobald möchte das Alter von hundert Jahren erreichen, ist nahezu in Erfüllung gegangen; denn er war, als er am 11. August 1907 starb, etwas über neunzig Jahre geworden. Leider konnte ich dem langjährigen Freunde nicht die letzte Ehre erweisen und ihn zur Grabruhe bestatten helfen, da ich in jenen Tagen übermäßiger Sommerhitze fern in den Büsten Ungarns weilte.

Theobalds treue Haushälterin und Schaffnerin, die jetzige Hüterin und Betreuerin des Kernermuseums, Frau Schmidt, hat bis zuletzt bei dem gebrechlich und bettelarm Gewordenen, in völlig uneigennütziger Selbstlosigkeit ausgehalten, und alle Verehrer und Freunde der beiden Kerner, Jukinus und Theobald, müssen dieser wahrhaft bis in den Tod getreuen Schaffnerin von Herzen Dank wissen.

Frau Elise, Theobalds Gattin, hat ihn in den Jahren seiner abnehmenden Kraft viele Monate jährlich allein in Weinsberg gelassen und ist ihrer Wege gegangen. Trotzdem hat er ihr Briefe mit geradezu rührender Ausführlichkeit geschrieben, die sie über jede Kleinigkeit im Haus auf dem Laufenden hielten. Diese sah an Altersschwäche grenzende Ausführlichkeit ging so weit, daß wie ich in einem zufälligerweise höchst offenerartig auf dem Billard im Wohnzimmer liegenden Briefe las, ja geradezu leien mußte, er seiner über alles geliebten Gattin meine kurz zuvor erfolgte Ankunft mitteilte, und alsbald fortfuhr: „Dann habe ich mit eine Zigarre angezündet.“ (1)

War dies nicht ein treu liebender Ehemann, dieser gute, alte, hiderbe Theobald Kerner, der, als ich ihn am 15. Februar 1904, zum letzten Male, sah, im Halb Dunkel einer Stubenede zusammengeschrumpft und zusammengekauert, auf einer Art Schemel, sah nur noch ein Häuflein Elend, das man, einige Augenblicke vergebens im Zimmer umherpähend, endlich erst entdeckte?

Frau Elise Kerner ist, 83jährig, im Frühjahr 1901 zu Baden-Baden gestorben; sie hatte früher, aus weiblicher Eitelkeit, ihr Lebensalter stets eine Reihe von Jahren jünger angegeeden, als sie in Wirklichkeit war . . .

und elektrischer Lampe an langer Schnur hat vorangeleuchtet, und da standen wir dann bald in einem Gang mit geräumigen Nischen, zu denen vom Hof her spärliches Licht drang. Neben vier Ecksteinen ragte ein ärmliches, brüchiges Holzgerüst, und auf diesem, in Schulterhöhe, ein unscheinbarer, ganz und gar schmuckloser, verstanbter Holzarg, und als man seinen Dedel hob, mühelos, wie von einer Papierdachtel, hieß es, diese vier Arm- und Beinnochen, die braungelb unordentlichen, und dieser Schädel da mit den Säbelnarben und ohne Unterkiefer, das ist einst Friedrich der Siegreiche gewesen, der Pfalzgraf bei Rheine. Es war ein guter Schädel, muß ich sagen, und nicht nur, weil er mit der Substanz seines phosphorhaltigen Kalks die feindlichen Hochquarten parierte, sondern auch der Form nach, eines tapferen, sanguinischen Haudegens Schädel, einst der mächtigste Mann zu Heidelberg, der die hohe Sängerin aus Augsburg linker Hand zum Weibe wählte, daraus die Fürstin von Löwenstein stammte. Friedrich, der Siegreiche, des Römischen Reiches Fürst! Und nun haben sie dich so unwürdig aufgehoben, felt ist

Melae'schen Soldaten deine Gruft erbrochen und mit deinem Gebein einigen Unfug anrichteten.

Vielleicht, daß du nun eine Krypta bekommst, einen Altar mit Kerzen vor dem Nischengrab oder ein feineres Hochgrab mit einem schmiedeeisernen Gitter, ein wenig Gestühl für Allerseelen; ein Wappen und etwas elektrisch Licht am Epitaph, daß man den langen lateinischen Sermon über dich, deinen Rang und deine Taten lesen kann, den der Herr Dekan uns mühsam am Katafalk entzifferte. Vielleicht, Friedrich, vielleicht. Das Geld ist rar geworden, rarer denn zu deiner Zeit, als deine drei Gegner den Bentel öffnen mußten, ihre Kriegsschulden an dich zu bezahlen.

Aber sorgt euch nicht, Fürst. Was sind hundert Jahre vor der Ewigkeit. Ihr habt gekämpft, daß man noch heut an eurem armen Schädel die Spuren sieht, und ausgefittet dafür. Und

die stille, einsam schöne Jesuitenkirche wird euch bewahren hinter ihrer stolzen Fassade mit den großartig geschwungenen Konvoluten am Giebel. Und im März wird die Amstel singen, wenn gegenüber das lichte Grün über die Gartenmauer sich rauscht. Und wie Sporenklirren, silbern und metallisch wird es durch die Lüfte gleiten, durch die ganze Stadt, das offene Neckartal entlang, hinauf zur Höhe, hinab in eure Gruft, und dieser Zauber wird ein Lied sein, werbend und frohlockend durch die sanfte pfirsichblütenüberhauchte Frühlingsnacht, und wie ein stampfender Galopprrhythmus wird die geheimnisvolle These daraus immer und immer wieder sich ins Gedächtnis schmeicheln, die Zelle eines Lieds, darinnen es heißt:

„Vom Hügel sieht man prangen  
das Heidelberger Schloß!“

## Richard Serau / Brüder / Novelle

I.

Die russische Front war bei Gorlice durchbrochen worden. Zurück stühten die ungeheuren Massen der geschlagenen Heere, immer wieder sich zur Wehr setzend, sobald nur das Gelände neue Stützpunkte darböt und Gelegenheit, den nachdrängenden deutschen und österreichischen Armeen durch Teilschärmzüge Verluste beizubringen und ihr Vorrücken zu hemmen.

Das xte Mannenregiment gehörte zu jenen Truppen, die bestimmt waren, unablässig Fühlung mit dem weichenden Feinde zu halten, ihn so hart wie möglich zu bedrängen, ihm, wo es nur anging, den Weg zu verlegen, damit er durch Einbuße an Gefangenen und Kriegsmaterial beträchtlich geschwächt werde.

Der Kommandeur der xten Mannen, ein unterfestigter, stämmiger Mann mit harten, doch nicht unglütigen Zügen und blaurot schimmernden Wangen, ließ das Regiment in einer Geländemulde, gegen feindliche Sicht gedeckt, sammeln. In einem Punkt der Hügelkette, von wo aus die Landschaft überblickt werden konnte, ohne daß man sich den Russen preisgab, hielt der Stab. Meldungen kamen, Befehle gingen. Der Regimentsadjutant, so recht der Schatten seines Obersten, fertigte vom Sattel aus mit fliegender Hand Blatt über Blatt.

Sieben preschte ein junger Ordonanzoffizier heran. Sein Pferd stieg leicht in die Höhe, als es unmittelbar vor dem Obersten durchspaziert wurde.

„Feindliche Infanteriekolonnen, etwa zwei Bataillone stark, jenseits des Hohlwegs in Anmarsch.“

„Ich danke.“ In des Kommandeurs steinernem Gesicht, dessen Haut, vielfältig gesprungen, sich schälte, zuckte keine Muskel. „Eisen wir ab, meine Herren. Gönnten wir den Pferden noch etwas Ruhe.“

Schon war er aus dem Sattel gesprungen. „Auch der Herr Regimentsadjutant sollte einmal Atem holen dürfen.“ wandte er sich an den ersten Oberleutnant, der nicht von seiner Seite gewichen war, und tat ein paar Schritte auf den Major beim Stabe zu. „Wollen Sie nicht auch diese widerwärtige Wartefrist durch ein paar aromatische Züge kürzen?“ und er bot ihm sein Etui an, sich selbst an glimmenden Stummel eine frische Zigarette entzündend.

„Danke gehoramt, Herr Oberst.“

„Lassen wir unser Turlelkauzpaar,“ und er zwinkerte verstoßen nach dem Regimentsadjutanten hin, zu dem sich der zuletzt angekommene Ordonanzoffizier gefeilt hatte. „Sie haben nun lange keine Gelegenheit gehabt, sich anzugurren.“

Den Hohlweg mit dem Glas beobachtend, trat er ein wenig abwärts, von dem Major gefolgt.

„Beneide die beiden,“ gab dieser zurück. „Möchte auch jemanden haben, dem ich so viel bedeute wie einer der Brüder Berg dem andern.“

„Freue mich, daß ich den Jüngeren im Stab brauchen kann. So sorgt sich Erich Berg weniger um den Bruder.“ Die Stimme des Obersten krächzte, hartsch vom Zigarettenrauch.

Schwüle lag in der Atmosphäre, als zöge sich ein Gewitter zusammen, eine seltsam die Stimmung bedrückende Schwüle.

Die Brüder Berg schienen davon unberührt zu bleiben. Wenn auch der erste Blick verriet, daß sie desselben Blutes waren, einander ähnlich an Gestalt, Haltung, Antlitz, so hatte doch das Schicksal ein eigentümliches Spiel getrieben, indem es gewissermaßen Schatten warf über die Erscheinung des Älteren, seine Haare dunkelte, seine Haut bräunte und ihm einen verkommenen, fast schwermütigen Ausdruck verlieh, der ihn älter erscheinen ließ, während der Jüngere, Blonde, Hellhäutige, Licht ausstrahlte und in seinen weichen, offenen Zügen die Erinnerung an eine sonnige Kindheit zu tragen schien, ein halber Knabe noch, ungeschlagen und voll Vertrauen zum Leben.

„Hat er glänzend gemacht,“ begeisterte sich der Junge, „unser Oberst jüngst, als wir ausgeladen waren. Kann die Leute fabelhaft auspulvern. Findest Du nicht auch, Erich?“

Der Angeredete schaute verloren auf. Seine unter den schweren Lidern ein wenig düster blickenden Augen hatten um Entschuldigung.

„Daß wohl wieder strategische Pläne gewälzt?“ lachte der blonde Hüne.

„Wer wird nur immer so viel denken!“

„Daß recht, Heini. Ist schädlich, besonders, wenn man es nicht gewöhnt ist.“

„Bissig? Hab' ich etwas verkehrt gemacht?“ Fast ängstlich schaute er nach dem Bruder hin mit einem Blick, der sich bedingungslos unterordnete.

„War alles ausgezeichnet. Fahr' nur so fort!“

„Ich bliebe ja so gern bei Dir im Stab.“

„Wird sich schon bewerkstelligen lassen.“

„Abrigens, sag mal, Erich. Heute gibst' wohl nichts zu futtern? Werden den Leibriemen tüchtig eng schnallen müssen?“

„Wartet!“ Erich trat zu seinem Braunen und holte eine große Tafel Schokolade, die er dem Bruder anbot.

„Danke,“ gab dieser zurück. „Daraus mache ich mir nichts. Habe mir das Zeug übergegeben.“

„Schmeckt mir aber nicht, wenn Du nicht mit mir teilst, Heini. Und nun knurr mir der Magen auf einmal auch.“

„Mutter schrie, eine Sendung sei unterwegs.“

„Bis wir die erhalten, können wir verhungern. Also ziere Dich nicht, Alter!“

„Ist immer das gleiche mit Dir, Erich. Sparst Dir die Lederbissen vom Munde ab, damit der Schlingel von Heini noch etwas vorfindet, wenn er längst seine Vorräte verpraßt hat.“ Und er hieb mit den Zähnen gierig in die dicke Tafel, die ihm der Bruder aufdrängte.

„Du nur nicht so, als ob ich nie etwas von Dir nähme.“

„Daß ich es nicht vergesse, Dufelchen; da ist Mutter's letzter Brief.“

„Daß ichauen!“ Während Erich ihn durchslog, meinte er bedauernd: „Wenn sie sich nur nicht so um uns gräme, die Arme... Gewiß, es muß für die zu Hause unerträglich sein. Was die sich in ihrer überreizten Phantasie für Begriffe machen von den Gefahren, denen wir ständig ausgesetzt sind. Darüber vergessen sie völlig, wie viel Frohes uns auch begegnet, wie viel Stolz, Erlebnisse, die keiner von uns mehr hergeben möchte.“ Den Brief zurückreichend hat er gedämpft: „Aber gib wirklich etwas mehr acht auf Dich, Heini. Versprich es mir. Tu es der Mutter zu lieb. Denke daran, was es für sie bedeutete, stieße Dir etwas zu.“

„Etwas mehr, als wenn Du...“

Ein wehmütiges Lächeln des andern schnitt ihm den Satz mitten durch.

Von verschiedenen Seiten sprengten Meldereiter heran. Das Regiment war auf engstem Raum versammelt. Die feindliche Infanterie begann aus dem Hohlweg auszuschwärmen. Weitere eigene Kavallerie war nahe genug aufgerückt, um dem Stoß, der jetzt geführt werden sollte, Nachdruck zu verleihen.

„Es wird Zeit, meine Herren.“ Schon sah der Oberst wieder zu Pferd und ritt in das Biered, das drunten in der Mulde sein Regiment formierte. „Kameraden,“ begann er, und seine Stimme war, miewohl heiser und schnarrend, weithin vernehmbar. „Wir alle haben den Besten satt. Der Maulwurfsdienst dort ist uns zum Hals herausgewachsen. Ein ander Ding — das Reiterleben, das wir jetzt wieder führen, nicht wahr? Aber die Kerle dort, die in dem Hohlweg da vorne stehen, die möchten es uns vergällen; die möchten uns zwingen, daß wir uns wieder einbuddeln. Doch darauf lassen wir uns nicht ein. Wir reiten sie über den Haufen und schaffen uns freie Bahn. Drauf los denn, Kameraden!“ Größend winkte er mit der Hand. Halbblaute Befehle ertönten. Auseinander zog sich das Reiterviereck. Schon trabten zwei Schwadronen die Höhe hinauf, hinter dem Häuflein von Männern her, das den Kommandeur umgab.

Nun waren sie oben. Die auschwärmenden Russen am Wald schienen zu jagen. Ein Zeichen, und die Pferde türmten im Galopp dahin. Scheiden klirren und Gebisse. Die Sonne flimmerte in geschwungenen Säbeln und Lanzenspitzen. Der Boden dröhnte dumpf.

Das waren wohl Schüsse. Ein unterdrückter Schrei wurde im Schwarm der Reiter laut. Pferde schnaubten, wieherten;

eines sprang järrig in die Luft; ein anderes knickte plötzlich ein und überschlug sich. Wie hohl klang der Fall.

Aber jetzt war keine Zeit, sich umzuschauen. Jetzt hieß es weiter, weiter, voran; rascher, rascher, den kleinen Wölkchen entgegen mit ihren feurigen Kernen. Schon prescht man an Menschen vorbei. Einige werden überritten, andere hauen und stechen auf die Anstürmenden los. Pulverdampf hüllt das Geknäl von Menschen und Pferden ein. Hurragebrüll, Laute verbissener Mut mischen sich mit dem Gestöhn Verwundeter. Gewehrgeknatter und der Donner der zerstampften Erde übertönen den Lärm des Kampfes.

Nur immer vorwärts, vorwärts, an all den Frazen vorbei, die rechts, die links aufstehen.

Erichs Brauner strauchelt. Er gibt ihm die Sporen. Wieder fliegt er federnd dahin. — Dies härtige, rohe Gesicht da unten, was will der Kerl? Erich führt einen Säbelhieb nach ihm. Die Waffe findet keinen Widerstand, dringt in etwas Weiches und versängt sich. Schmerzhaft wird sein Handgelenk abgebogen, bis er losläßt.

An der Stelle des Säbels bleibt ihm die Pistole im Gürtel. Er zieht sie heraus und drückt ein paarmal auf Gestalten ab, an denen er vorüberfaust, zwecklos wohl, denkt er bei sich, nicht ohne ein eigentümliches Gefühl der Befriedigung. Plötzlich prallt sein Gaul auf irgend etwas, mit der Brust augenscheinlich, in voller Wucht. Aber das Hindernis weicht, ist wie verweht. Und schon lockert sich das fürchterliche Gedränge. Ringsum lichtet es sich. Aus dem Dunkel des Gehölzes geht es ins Freie. Felder breiten sich aus, weiter Raum, unabsehbar. Da ist auch der Kommandeur, Mannschaften, Offiziere, alles durcheinander gewirrt und ein paar herrenlose Pferde.

„Doch wo steckt Heini?“

Während Erich sich im Sattel umwendet, tut sein Pferd einen Fehltritt und bricht in die Knie. Der Reiter verliert das Bewußtsein.

Als er die Augen wieder öffnet, trifft er auf den besorgten Blick des Bruders, der sich über ihn beugt.

„Ich sage ja, es bedeutet nichts,“ knarrte des Obersten Stimme.

Ringsum schießt man. Heini ist wieder verschwunden. Erich will sich aufrichten.

„Liegenbleiben,“ brummt der Oberst.

Die Mannen waren abgesehen und schossen nach dem Hohlweg zurück, wo noch einige Russen durcheinanderliefen.

„Wir haben sie überritten.“

„Das also war ein Kavallerieangriff?“

„Hätte es mir auch anders vorgestellt.“

\*

Die Verluste des Manenregiments erwiesen sich als unbedeutend. Aber der eigentliche Zweck des Angriffs war nicht erreicht. Noch ließ sich ein flottes Vorrücken nicht durchsehen.

Die Straße, auf der man allein größere Truppenmassen bewegen konnte, wurde von einer Waldraupe her durch Maschinengewehrfeuer gesperrt, das alle Versuche, voranzukommen, wieder und wieder erstickte.

Der Kommandeur, unablässig Zigaretten passend, erbrierte die Lage mit seinem Major. Bärbeißiger als sonst noch, meißerte er nur notdürftig seine steigende Erregung.

„Die Waldraupe — hol die der Teufel! Wir müssen diese Maschinengewehrreiter ausheben. — Keinerlei Infanterie noch in der Nähe?“ rief er Erich Berg zu, der, wie wenige Stunden zuvor, Meldungen entgegennahm und abfertigte. Auf dessen verneinenden Bescheid murkte er: „So müssen wir uns eben selbst helfen. Teufel, meine Karte — woher die so zerfetzt ist.“

Erich Berg reichte die seine hinüber und öffnete die Satteltasche, um eine Reservekarte herauszuholen. Eine Schachtel mit seinen geliebten Rosenblattzigaretten lag oben auf. „Wie mag Heini die nur dahineingeschmuggelt haben? Der liebe Kerl. Raucht sie selbst so gern. Sind gewiß seine letzten...“

„Oberleutnant Berg.“

„Herr Oberst?“

„Schauen Sie mit in die Karte. Unser Standort — klar, nicht wahr? Die Hügel dort, am Ende des Horizonts, sind stark besetzt. Werden wir uns hier noch länger aufhalten, so ist zu befürchten, daß der Feind Artillerie heranholt. Eine Umgehung ist unmöglich; ganz abgesehen vom Zeitverlust. Wir müssen hier durch, wollen wir den Russen in den Rücken gelangen. Welche Schwadron liegt bei dem Dorfe dort?“

„Dritte, Herr Oberst.“

„Sie muß, sobald die Dämmerung es erlaubt, unbemerkt die Maschinengewehrreiter auf der Waldraupe ausheben. Und zwar — warten Sie —“ er starrte lange auf die Armbanduhr — „Punkt neun Uhr. Zu gleicher Zeit stoßen wir frontal zu beiden Seiten her Straße vor. Verstanden? — Gut. Dann ordnen Sie bei der dritten Schwadron alles Erforderliche an.“

Im Abreiten konnte Erich eben noch seinem Bruder zuwinken, der mit einer neuen Meldung zum Stab segte und, nachdem er sich seiner Aufgabe entledigt hat, neuer Befehle harrend, hinter seinen beiden Stabsoffizieren hält. Der Kommandeur studiert die Karte eifrig weiter. „Verdammt, so viel Zeit zu verlieren. — Ob nicht wenigstens eine Patrouille durchkäme? Müßte

doch gehen. In einer halben Stunde ist es stockfinster. Die Brücke da, sehen Sie, Major, über die Naba oder wie das Teufelszeug heißt, die sollte man sprengen — das wäre ein Staatsstreich.“

„Läßt sich gewiß machen, Herr Oberst.“

„Ach — bis wir erst von den Schwadronen die nötigen Leute zusammengetrommelt haben —“

„Warum soll' es nicht vom Stabe aus gehen? Lockte mich selbst, Herr Oberst...“

„Kommt gar nicht in Frage. Wer führte das Regiment, siele ich aus?“

„Nun, wenn schon nicht ich — so könnte Erich Berg die Patrouille übernehmen.“

„Heini, der gespannt der Unterredung folgt, stockt der Atem.“

„Ist auch nicht die Sache des Regimentsadjutanten.“

„Ausnahmefall, Herr Oberst. Wichtigkeit der Aufgabe entscheidet. Wen wir sonst noch brauchen, Feuerwerker, schneidige Unteroffiziere und so, die haben wir ja beim Stabe.“

„Geht es aber schief — und alle meine Leute sind beim Satan? Donnerkeil nochmal.“

„Wird schon nicht schief gehen. Denken wir lieber daran, Herr Oberst, daß wir durch die Sprengung eine bis zwei russische Divisionen vom Rückzug abschneiden. Ist ein Wort, alle Achtung.“

„Gundertundeins. — Was ist denn schon wieder los?“ brüllt der Kommandeur einen Meldereiter an, der ihn schiefer vom Pferd herunterwischte.

Abermals waren zwei Schwadronen mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden, die auf der vom Dorf abgelegenen Seite die Waldraupe hatten umgehen wollen.

„Also daher das verdammte Geknatter die ganze Zeit. Herr Major, schauen Sie, bitte, selbst nach dem Rechten!“

Mit dem Meldereiter ritt der Major in die Dämmerung.

„Berg,“ wandte sich nun der Oberst an Heini. „Ist Ihr Bruder noch nicht zurück?“

„Heini verneinte.“

„Können keine Minute verlieren,“ knirschte der Kommandeur.

„Herr Oberst, bitte gehoramt um Verzeihung. Aber dürfte nicht ich...?“

„Was...? Na, also...?“

„Ich meine — an Stelle meines Bruders — die Brückensprengung — ich habe das Gespräch vorher gehört.“

„Mein lieber Leutnant von Berg... Ihre Bitte, offen gestanden, erlaube ich mir nicht, die Tatsache erkaunt, daß Sie gelauert haben. Wissen doch sonst, was Disziplin ist.“

„Glaubte nicht, Herr Oberst,“ gab der junge Mann mit hochrotem Kopf zur Antwort, „daß ich etwas Unrechtes tat.“

Eine Weile herrschte Stille. Dann kam die Frage: „Trauen Sie sich denn so etwas zu?“

„Ich werde... Jawohl, Herr Oberst.“

„Ihr Bruder ist reifer, überlegener. Wäre doch eine ganz andere Sache.“

„Mein Bruder, Herr Oberst, verzeihen; er will gewiß nicht, daß ich ein Wort davon verlauten lasse. Aber er fühlt sich schon seit einigen Tagen elend; ich fürchte eine ernsthafte Krankheit...“

„Hätte doch auch etwas davon merken müssen.“

„Oh, er ist hart gegen sich und hat sich in der Gewalt. Wenn man ihn fragte, besäße er bestimmt, daß ihm etwas fehlt. Wer würde sich auch jetzt krank melden und am Ende gar vom Regiment weggehen wollen?“

„Gut — schon gut,“ brummt der Oberst, der durchschaute, wie unbeholfen Heini um des Bruders willen log. „Ist aber eine brenzlige Geschichte — das da mit der Brücke.“

„Eben darum, Herr Oberst, hätte ich...“

„Erich ist wohl etwas wie ein kleiner Gott für Sie?“

„Ich verdaute ihm viel, alles, seit der Vater tot ist. Und vorher schon — immer trat er für mich ein; bekannte sich zu meinen Streichen, wenn mein Sündenmaß voll war. Vater konnte sehr streng sein. Auch später hat Erich mich vor vielen Pummheiten bewahrt, hat mich oft herausgerissen, wenn ich mich hineingeritten hatte; von Schulden ganz zu schweigen.“

„Jetzt machen Sie sich schlecht, damit Ihr Bruder um so glorreicher dasteht.“

„D nein, Herr Oberst. Das hätte Erich nicht nötig.“

„Verfluchte Sentimentalität!“ schalt der Kommandeur, und Heini wußte nicht, galt die Verwünschung ihm oder wem sonst.

„Wenn Sie nun aber Pech haben, Berg? Wenn Sie nicht mehr zurückkommen?“

„Dann ist es mir eben nicht anders bestimmt. Keiner aber fällt umsonst. Die, für die wir kämpfen, die nach uns kommen, meine ich, sie werden wissen, was sie uns schulden. Nein, umsonst fällt keiner. Blut ist eine gute Saat.“

„Wenn Ihnen nur nicht der Gaul durchgeht,“ spottete der Kommandeur in noch schrofferem Ton als zuvor, und doch klang seine Härte gewaltfam, als müsse er eine weichere Regung hinunterwürgen. „Knipsen Sie Ihre Lampe an und nehmen Sie die Karte zur Hand.“

Mit geradezu väterlicher Besorgtheit setzte er dem jungen Offizier eingehend seine Aufgabe auseinander, ihre Fährnisse und Möglichkeiten. „Und nun,“ schloß er, „meinen Segen haben Sie. Bringen Sie Ihre Leute auf die Beine, und in einer halben Stunde melden Sie sich mit ihnen bei mir.“